



Mitternacht in Charlbury House

HELEN PETERS

THIEME
MANN

Helen Peters wuchs auf einer altmodischen Farm in Sussex inmitten ihrer Familie, vieler Tiere und Unmengen von Schlamm auf. Einen Großteil ihrer Kindheit verbrachte sie damit, Geschichten zu lesen und in einer alten Scheune Theaterstücke zu inszenieren. Heute lebt sie in Brighton, zusammen mit ihren zwei Kindern, zwei Katzen, zwei Meerschweinchen und einem Ehemann.



Teil eins



Victoria Station

»Eine große heiße Schokolade mit Schlagsahne und Marshmallows, bitte«, sagte ich zu dem Mann hinter dem Tresen. »Und auch einen von diesen Donuts.«

Ich suchte in meiner Tasche nach dem Geldbeutel und stellte fest, dass er von Mum großzügig aufgefüllt worden war.

»Für Notfälle«, hatte sie gesagt.

Na toll.

In diesem Augenblick war meine Mutter unterwegs zum Londoner Flughafen Heathrow, zusammen mit ihrem frisch gebackenen neuen Ehemann, der mit ihr romantische Flitterwochen in Venedig verbringen wollte.

Ich dagegen war vor dem riesigen Bahnhof Victoria Station ausgesetzt worden, mit der Anweisung, in einen bestimmten Zug einzusteigen. Er sollte mich in ein abgelegenes kleines Dorf bringen, zu einer Patentante, die ich

bisher nur ein einziges Mal gesehen hatte. Und da war ich noch ein Baby gewesen.

Und wenn das kein Notfall war, den man nur mithilfe einer großen heißen Schokolade und einem Donut mit bunten Zuckerstreuseln überleben kann, dann weiß ich auch nicht.



Irgendwo im Nirgendwo

Der Zug nach Highfield war ungefähr so schnell wie eine erschöpfte Nacktschnecke. Es war schon fast dunkel und wir hatten uns so weit von der Zivilisation entfernt, dass außer mir nur noch ein einziger anderer Fahrgast im Waggon war. Er saß über eine Tüte Chips gebeugt, die er einzeln herauszupfte und laut zerkaute. Ich überlegte, in einen anderen Waggon zu gehen, aber dann hätte er vielleicht gedacht, dass ich Angst vor ihm hatte. (Was auch tatsächlich der Fall war, aber ich wollte nicht, dass er es mitbekam.)

Wenn der Zug so langsam weiterfuhr, war Mum wahrscheinlich in Venedig, bevor ich in Highfield ankam. Vom Bahnhof aus sollten es noch knapp acht Kilometer bis zum Haus meiner Patentante sein. Eine Patentante, über die ich nur wusste, dass sie zweiundsiebzig Jahre alt war.

»Du wirst sie mögen«, hatte Mum gesagt. »Sie ist furchtbar nett.«

Was überhaupt nichts zu bedeuten hatte. Mum sagt das über jeden, der nicht gerade schwer kriminell ist. Außerdem hatte ihre Aufmerksamkeit in diesem Moment eher ihrem halb gefüllten Koffer gegolten.

»Das hier oder das andere?«, hatte sie gefragt und zwei dünne Sommerkleider hochgehalten. Ich hatte die Schultern gezuckt. In London war es eiskalt. In Venedig aber würde natürlich perfektes Sommerwetter herrschen.

»Vielleicht doch beide«, hatte Mum schließlich gesagt.
»Sie wiegen sowieso fast nichts.«

Eigentlich war es anders geplant gewesen. Ich hatte während Mums Flitterwochen bei meiner besten Freundin Nisha wohnen sollen. Doch dann starb Nishas Großvater und sie mussten zur Beisetzung nach Indien fliegen, und deshalb beschloss Mum, mich stattdessen zu meiner Patentante zu schicken. Ich wäre viel lieber zu Hause geblieben, aber davon wollte Mum nichts hören.

»Du bist erst dreizehn. Ich kann dich doch nicht fünf Tage lang allein lassen. Es könnte sonst was passieren!«

»Was soll denn schon passieren? Ich habe mein ganzes Leben lang in dieser Wohnung gelebt und es ist nie was passiert. Außerdem könnte ich meine Freunde und Freundinnen einladen.«

»Das ist genau das, was mir Sorgen macht«, sagte Mum.
Als ich den Mund öffnete, um etwas zu erwidern, kam sie

mir zuvor: »Gib dir keine Mühe, Evi. Ich lasse dich nicht eine Woche lang allein. Ende der Diskussion!«

So. Und nun ging es los. Schönen Urlaub, Evi!

Dicke fette Regentropfen klatschten gegen die Zugfenster. Draußen war außer Feldern und Bäumen nichts zu sehen, die langweilige Landschaft wirkte im Dämmerlicht ausgesprochen düster. Wir waren schon ewig an keinem Haus mehr vorbeigekommen.

Das angeknackste Display meines Smartphones wurde hell und meldete das Eintreffen einer Textnachricht. Ich griff schnell danach, in der Hoffnung, es könnte die SMS einer Freundin sein. Stattdessen aber hatte sich meine Patentante gemeldet.

Sorry, muss zu einer Versammlung. Nimm dir am Bahnhof ein Taxi. Bis du eintrifft, bin ich sicher zurück. Anna

Was für ein herzliches Willkommen!

Ich schrieb Mum sofort. Vielleicht würde es ihr wenigstens ein bisschen leidtun, dass sie ihre einzige Tochter einer Frau anvertraut hatte, der irgend so ein blödes Dorftreffen wichtiger war, als sich um sie zu kümmern.

Vorausgesetzt, Mum konnte ihren Blick ein paar Sekunden lang von ihrem perfekten neuen Gatten lösen, um auf ihr Handy zu schauen.

Ich drückte auf »Senden«, aber das Signal war weg. Unglaublich! Wir fuhren nicht mal durch einen Tunnel. War das etwa normal, hier auf dem Land?

Auf einmal befiehl mich ein schrecklicher Gedanke. Was, wenn es in Charlbury überhaupt keinen Empfang gab? Was, wenn ich fünf Tage in der Wohnung einer alten Dame verbringen musste, ohne Kontakt zur Außenwelt? Das würde ich nicht überleben!

Es regnete immer stärker und das Wasser lief außen in schrägen Rinnalen über die Fensterscheibe. Ich überlegte schon, meinen Skizzenblock hervorzuholen, um die Regentropfen zu zeichnen, als der Zug langsamer wurde.

Highfield. Wir waren angekommen.

Außer mir stieg niemand aus. Der Bahnhof war menschenleer. Vor dem Ausgang parkte ein einsames Taxi. Als ich darauf zugegang, öffnete der Fahrer das Fenster. Ich nannte ihm die Adresse und versuchte so zu tun, als würde ich jeden Tag allein Taxi fahren. Der Fahrer nickte, sagte aber kein Wort, was ich ziemlich unheimlich fand. Ich war immer noch fassungslos, dass ich wegen meiner Patentante zu einem fremden Mann ins Auto einsteigen sollte. Aber ich konnte nirgends eine Bushaltestelle entdecken. Also blieb mir keine andere Wahl.

Wir ließen das kleine Dorf bald hinter uns. Durch die regennassen Autofenster sah ich nichts als Dunkelheit.

Der Fahrer schwieg immer noch. Alles, was ich von der Rückbank aus von ihm sehen konnte, waren sein dicker Hals und der kahle Hinterkopf.

Was, wenn er mich gar nicht nach Charlbury brachte, sondern an irgendeinen einsamen Ort, wo er mich umbringen und meinen Körper verscharren würde?

Nach etlichen Minuten Fahrt, die mir wie Stunden vorkamen, bog er in einen schmalen gewundenen Weg ein. Inzwischen war ich fast krank vor Angst. Ich hielt den Türgriff umklammert für den Fall, dass ich schnell aus dem Auto springen musste. Der Taxifahrer wirkte nicht sehr sportlich. Vielleicht konnte ich schneller laufen als er. Das war meine einzige Chance.

Wir wurden langsamer und ich hatte das Gefühl, ich müsste mich gleich übergeben. Lautlos begann ich zu beten. Ich bin zwar nicht besonders religiös, aber gerade war niemand anderes da, den ich um Hilfe bitten konnte.

Von dem Weg bog der Fahrer wieder auf eine schmale, von Bäumen gesäumte Allee ab. Im Licht der Scheinwerfer tauchte an deren Ende ein großes altes Haus auf.

»Charlbury House«, sagte der Taxifahrer und hielt den Wagen vor dem Haus an.

Ich bekam vor Erleichterung ganz weiche Knie und zahlte. Jetzt war von meinem Notfallgeld nur noch die Hälfte übrig.

Draußen wehte ein starker Wind, sodass ich die Autotür kaum aufbekam. Immer noch zitterte ich innerlich vor Angst, obwohl es jetzt eigentlich nichts mehr gab, wovor ich Angst haben musste.

Es goss in Strömen. Ein Windstoß wehte mir meine langen Haare ins Gesicht. Das Taxi fuhr davon und ich schaute zu dem Haus auf.

Es war *enorm groß*. Ein unheimliches altes graues Herrenhaus. Es hatte hohe Fenster und einen eleganten breiten Treppenaufgang, der zur Haustür hinaufführte.

Wieso hatte Mum mir nicht gesagt, dass ich in einem Herrenhaus wohnen würde?

Ich schlepppte meinen Koffer die Treppenstufen hinauf. Über der Haustür ging ein Licht an und ich sah, dass sich auf dem ausgetretenen Treppenabsatz eine große Pfütze gebildet hatte.

An der Wand neben der Tür hatte jemand eine extrem hässliche moderne Klingelplatte mit Gegensprechanlage angebracht, die überhaupt nicht zum Stil des Hauses passte. Ich drückte auf die Klingel von Wohnung Nummer neun.

Dann wartete ich und wartete, aber es kam keine Reaktion. Ich klingelte wieder, dieses Mal länger.

Nichts. Entweder die Klingel funktionierte nicht oder meine Patentante war immer noch auf ihrer Versammlung.

Eigentlich sollte man ja meinen, dass sie sich für ihr Patenkind ein bisschen Mühe geben würde. Stattdessen saß sie jetzt irgendwo im Warmen und diskutierte mit den Dorfbewohnern über die Organisation des nächsten Kirchenbasars.

Oder hatte ich die falsche Klingel erwischt? Ich zog mein Smartphone aus der Tasche, um die Adresse zu überprüfen.

Das Teil rutschte mir aus den klammen nassen Fingern und fiel mitten in die Pfütze.

»Oh nein! Nein!«

Ich fischte es aus dem Wasser und rieb es hektisch an meiner Jacke ab, doch inzwischen war auch meine Jacke triefend nass. Ich öffnete den Reißverschluss und versuchte, das Handy mit meinem T-Shirt abzutrocknen.

Aus dem Augenwinkel bemerkte ich Licht. Als ich mich umwandte, sah ich einen Sportwagen die Auffahrt hinaufrasen. Vor dem Treppenaufgang schlug der Fahrer so scharf ein, dass der Kies nur so aufspritzte, dann trat er mit Wucht auf die Bremse.

Jemand stieg aus und ging mit schnellen Schritten über den knirschenden Kies. Erst als die Person schon einige Stufen hinaufgestiegen war, erkannte ich, dass es sich um eine zierliche alte Dame handelte. Allerdings keine normale alte Dame: Sie trug orangefarbene Sneakers zu einer

schwarzen Hose und einer roten Jacke, und eine breite Strähne ihres silbergrauen Haars war pink gefärbt.

»Bist du Evi?« Ihre Stimme klang nüchtern und kühl. »Du siehst deiner Mutter sehr ähnlich. Ich hoffe, dass du nicht lange warten musstest. Ich wollte früher nach Hause kommen, aber diese Gemeinderäte hören sich einfach zu gerne selbst reden.«

Ich sagte nichts darauf. Ich war vollauf damit beschäftigt, ihre Frisur anzustarren.

»Gefällt es dir?«, fragte sie und zupfte an der pinkfarbenen Strähne. »Ich wollte mir eigentlich alles färben lassen, aber dann muss man ständig zum Friseur, damit es schön bleibt. Aber vielleicht mache ich es später mal. Es baut mich immer auf, wenn ich in den Spiegel schaue. Lenkt auch von den Falten ab. So, wo habe ich jetzt meinen Schlüssel?«

Während sie in ihrer Tasche herumwühlte, hatte ich Gelegenheit, ihren Schmuck zu betrachten: riesige Ohringe, eine dicke Halskette und eine Reihe schwerer Ringe an den Fingern. Ihre Nägel waren silberfarben lackiert.

Aus den Tiefen ihrer Tasche zog sie einen Schlüsselring mit einem Anhänger in Form eines Schädelns hervor.

»Bist du Anna?«, fragte ich und versuchte mich an den Gedanken zu gewöhnen, dass dieser bunte Paradiesvogel meine betagte Patentante war.

»Ja, das bin ich. Ich hätte mich vielleicht erst mal vorstellen sollen. Aber was ist mit deiner Hand? Hast du dir wehgetan?«

»Nein, mit meiner Hand ist nichts«, erwiderte ich und zog sie unter der Jacke hervor. »Mein Smartphone ist in die Pfütze gefallen und ich habe versucht, es trocken zu bekommen.«

Stirnrunzelnd betrachtete sie das kaputte Display. »Wahrscheinlich ist das Wasser durch die Risse im Glas eingedrungen. Vermutlich ist es jetzt kaputt. Aber das ist kein großer Verlust, der Empfang hier ist ohnehin ziemlich bescheiden.«

»Es wird schon wieder gehen, nachdem es eine Weile auf einem Heizkörper gelegen ist«, erwiderte ich. Innerlich schäumte ich vor Wut. Wie konnte sie es wagen, mir zu sagen, es sei kein großer Verlust?

Anna schloss die Haustür auf und ich folgte ihr ins Haus. Innen sah es weitaus weniger vornehm aus als außen: Man hatte eher das Gefühl, in einer ganz normalen Wohnanlage zu sein als in einem alten Herrenhaus.

Anna ging voraus, eine Treppe mit einem hässlichen braunen Treppenläufer hoch, bis in den zweiten Stock.

»Hier sind wir«, sagte sie und blieb vor einer weiß lackierten Tür stehen, an der eine Neun aus Messing hing. Sie schloss auf.

Vor uns lag ein schmaler Flur mit mehreren Türen. Anna öffnete die erste.

»Das hier ist das Wohnzimmer und gleichzeitig Küche und Esszimmer«, erklärte sie.

Was?, dachte ich. Hier soll ich wohnen?

»Ja, ich fürchte, es sieht nicht sehr ordentlich aus«, meinte sie, ohne im Geringsten verlegen zu klingen. »Aber ich interessiere mich nun mal nicht für Hausarbeit. Es ist so eine furchtbare Zeitverschwendung, findest du nicht auch?«

Okay, ich gebe zu, dass ich so was regelmäßig zu Mum sage, wenn sie wieder eine ihrer Predigten darüber hält, dass ich mein Zeug nicht in der ganzen Wohnung herumliegen lassen soll, aber ...

... aber hier sah es viel schlimmer aus als in meinem Zimmer: Sofa, Sessel, Tisch, Fußboden und sämtliche anderen Oberflächen waren mit dicken Papierstapeln, Stiften, Zeitschriften und Büchern bedeckt. Dazwischen oder darauf standen leere Tassen und vollgekrümelte Teller.

Mich beschlich der Gedanke, dass unsere Wohnung zu Hause vielleicht auch so aussehen würde, wenn Mum nicht ständig hinter mir herräumte.

»Ich koche nicht oft«, fuhr Anna fort, als sie sah, dass mein Blick zu den Bücherstapeln auf dem Herd gewandert war. »Ich mache mir gern Toast und esse am liebsten im

Bett. Wenn man allein lebt, kann man ja schließlich tun und lassen, was man will. Es macht dir sicher nichts aus, dich selbst um deine Mahlzeiten zu kümmern. Ich weiß gar nicht, was du am liebsten isst. Aber du kannst morgen einkaufen gehen und dir alles besorgen, was du magst. Ich nehme an, dass du zu Hause oft kochst, weil deine Mutter ja tagsüber arbeitet.«

Ich kochte nie. Mum kocht immer, sobald sie nach Hause gekommen ist. Aber ich sagte das meiner Patentante nicht. Ich wusste noch nicht, ob ich mich über diesen Empfang ärgern oder mich darüber freuen sollte, die nächsten Tage von Chips und Schokolade leben zu dürfen.

Ich legte mein lädiertes Smartphone auf einen Heizkörper. Und dann fiel mir etwas ziemlich Ekliges auf.

»Das da ... Der ist aber nicht echt, oder?«

»Mein Schädel?«, fragte Anna und lächelte freundlich dem grinsenden Ungetüm zu, das mitten auf dem Ess-tisch thronte. »Doch, der ist vollkommen echt. Ich nenne ihn Yorick. Er macht sich nützlich, indem er uns daran erinnert, dass wir sterblich sind. Keiner von uns wird sehr lange hier sein, und wenn wir diese Erde verlassen haben, ist das alles, was von uns übrig bleibt. Ich hätte ihn heute zur Gemeindeversammlung mitnehmen sollen. Vielleicht hätte sein Anblick die Gemeinderäte dazu angeregt, sich etwas kürzer zu fassen.«

»Worum ging es bei der Versammlung eigentlich?«, fragte ich, hauptsächlich um mich von dem Schädel abzulenken und davon, dass meine Mutter zu erwähnen vergessen hatte, dass meine Patentante komplett durchgeknallt war.

»Na ja, der Teil, zu dem ich hingegangen bin, war sogar ziemlich spannend«, sagte Anna und strahlte dabei über das ganze Gesicht. »Hier in der Straße sollen neue Häuser gebaut werden, und als die Bauarbeiter angefangen haben, das Fundament auszuheben, haben sie einen alten Armenfriedhof entdeckt. Das war ein Friedhof für Leute, die sich eine aufwendige Bestattung nicht leisten konnten oder die aus irgendwelchen Gründen nicht in der geweihten Friedhofserde begraben werden durften. Da liegen Hunderte von Skeletten, vielleicht sogar Tausende. Die ältesten gehen eventuell auf das zwölfte Jahrhundert zurück. Ich kann es kaum erwarten, mich an die Arbeit zu machen.«

Ich starrte sie an. »Du willst Skelette ausgraben?«

»Also, nicht eigenhändig. Das machen die Archäologen. Ich untersuche nur die Skelette.«

»Du untersuchst tote Menschen? Nur so zum Spaß?«

Anna lachte. »Nein, nicht nur so zum Spaß, obwohl es mir tatsächlich Spaß macht. Ich bin forensische Anthropologin.«

»Du bist ... was?«

»Ich untersuche menschliche Skelette, um etwas über die Toten herauszufinden: ihr Alter, ihr Geschlecht, wie sie ums Leben kamen und so weiter. Auf diese Weise erfährt man, wie Menschen vor Hunderten von Jahren lebten und starben.«

»Aber bist du denn nicht ... Also, ich meine ... Äh, solltest du denn nicht schon längst im Ruhestand sein?«

»Warum aufhören zu arbeiten, wenn ich meinen Beruf so liebe und auch sehr gut darin bin? Wenn du magst, nehme ich dich mal zur Ausgrabungsstelle mit.«

Na super. Dann hatte ich ja endlich was, worauf ich mich freuen konnte. Wahrscheinlich drückte mein Gesicht ziemlich deutlich aus, wie ich darüber dachte, aber sie schien es gar nicht zu bemerken.

»Ich muss jetzt mal in mein Zimmer gehen und eine Weile arbeiten«, sagte sie nur, »mach dir ruhig was zu essen, wenn du Hunger hast.« Sie wies vage in Richtung Küchenschrank. »Nimm dir alles, was du magst.«

Ich öffnete den Hängeschrank über dem Herd und fand darin eine Schachtel mit Teebeuteln und drei Becher. In dem Schrank daneben standen ein klebriges Glas vegetarischer Brotaufstrich und ein paar Sardinenbüchsen. Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nie Ölsardinen gegessen und würde nicht ausgerechnet jetzt damit anfangen.

Im letzten Schrank lag ein halber Laib altes Brot. Im

Kühlschrank fand ich eine kleine Milchbüte und ein Stück Stinkkäse. Hier gab es nicht mal Butter. Wie kann man Brot nur ohne Butter essen?

Ich beschloss, den leeren Kühlschrank zu fotografieren. Ich musste mein trostloses Leben in Charlbury hinreichend dokumentieren. Damit ich dem Gericht etwas vorlegen konnte, wenn meine Mutter und ihr neuer Ehemann wegen Vernachlässigung von Schutzbefohlenen angeklagt wurden.

Doch da fiel es mir wieder ein. Ich nahm mein Smartphone von der Heizung, um es einzuschalten. Keine Reaktion. Es war mausetot.

Ich versuchte, nicht in Panik zu geraten. Es musste einfach noch eine Weile trocknen, redete ich mir gut zu.

Die Stille machte mich fertig. Suchend sah ich mich nach dem Fernseher um. Jetzt kam ich gegen die in mir aufsteigende Panik nicht mehr an. Nein, das durfte nicht wahr sein!

Doch, es war tatsächlich so: Es gab keinen Fernseher.

Wie konnte es in einem derart vollgestellten und zugemüllten Raum ausgerechnet die eine Sache nicht geben, die ein Mensch wirklich brauchte?

Ich kam mir vor, als wäre ich ins Mittelalter geraten. Ich besaß buchstäblich nichts mehr und war von meiner extrem selbstsüchtigen Mutter ausgesetzt und zu einer al-

ten Verrückten geschickt worden, die weder Lebensmittel noch ein Fernsehgerät im Haus hatte und sich anstatt mit mir lieber mit Skeletten beschäftigte.

Ich holte mein Buch heraus, konnte mich aber nicht darauf konzentrieren. Wieder schaute ich mich im Zimmer um, doch da war nichts, was mich auch nur im Geringsten interessiert hätte. Endlos viele langweilige Stunden lagen vor mir.

So also wird mein Leben in den kommenden vier Tagen aussehen, dachte ich. Ich werde hier inmitten der Stille herumsitzen und altbackenes Brot essen, mit einem Totenschädel als einziger Gesellschaft.



Der Name am Fenster

Ich hatte den letzten Bissen von meinem Brot mit vegetarischem Aufstrich gerade gegessen, als Anna wieder zum Vorschein kam.

»Mir ist gerade eingefallen, dass ich dir noch gar nicht dein Zimmer gezeigt habe.«

Ja, dachte ich, du bist wirklich die schlechteste Gastgeberin im gesamten Universum. Doch natürlich sagte ich das nicht laut. Sonst warf sie mich womöglich noch raus und dann wäre ich nicht nur ein armes Waisenkind, sondern obendrein noch obdachlos.

Ich nahm meinen Koffer und folgte ihr den Flur entlang in das letzte Zimmer. Sie ging hinein, schaltete das Licht an und lud mich mit einer schwungvollen Armbewegung ein, ihr zu folgen.

Es war einfach unglaublich.

In diesem Zimmer sah es noch schlimmer aus als in der

übrigen Wohnung. Wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, hätte ich nicht geglaubt, dass das überhaupt möglich war.

Selbst bei eingeschaltetem Licht wirkte das Zimmer düster. Außerdem roch es feucht. Die Wände waren mit hässlichen ausgebliebenen Tapeten beklebt. Die Vorhänge waren dünn und ausgefranst. Von der Decke hing eine nackte Glühbirne und auf den zerkratzten Dielenbrettern lag ein fleckiger, mottenzerfressener Bettvorleger. Das einzige Möbelstück war ein antikes schmiedeeisernes Bett mit einer durchgelegenen Matratze.

»Ich benutze diesen Raum nie«, erklärte Anna. »Hier hat schon seit Jahren niemand mehr geschlafen.«

Großartig. Jetzt gefiel er mir noch mal so gut!

Anna zeigte auf eine abgegriffene Broschüre, die auf der Matratze lag. »Darin wird die Geschichte dieses Hauses geschildert«, sagte sie. »Vielleicht interessiert dich das ja.«

Ich konnte mir ein spöttisches Lachen gerade noch verkneifen.

»Ich hole mal die Bettwäsche«, sagte Anna und verschwand.

Ich ging zum Fenster. Es war sehr hoch und breit und die Fensternische war aus kunstvoll behauenen Stein. Anstelle großer Glasscheiben hatte es viele kleine bleigefasste Scheiben. Draußen war es inzwischen so finster, dass ich

nichts erkennen konnte. Das war auch gut so, denn offenbar ging das Fenster auf den Friedhof hinaus, dessen Gräber geöffnet werden sollten.

Als ich die Vorhänge zuziehen wollte, fiel mir auf, dass eine der kleinen Glasscheiben Kratzer hatte. Ich bückte mich und entdeckte, dass die Kratzer Buchstaben und Zahlen waren.

Sophia Fane

Hier eingesperrt

am 27. April 1814

Ein Schauer lief mir über den Rücken. Eingesperrt? In diesem Zimmer? Warum sollte jemand hier eingesperrt worden sein?

Ich starrte die Inschrift eine Weile lang an und versuchte mir zusammenzureimen, was hier geschehen war. Dann fiel mir die Broschüre wieder ein. Sie trug den Titel *Eine kurze Geschichte von Charlbury House*. Ich blätterte sie durch, konnte darin aber nirgends etwas über eine Sophia Fane finden.

Anna kam mit einem Stapel zerknitterter Bettwäsche zurück.

»Weißt du etwas über diese Inschrift da auf dem Fenster?«, fragte ich sie.

»Ja«, antwortete sie und ließ die Bettwäsche auf die Matratze fallen. »Dahinter steckt eine ziemlich interessante Geschichte.«

»Und die wäre?«

»Sophia war die einzige Tochter eines gewissen Sir Henry Fane, der sie mit einem reichen Mann verheiraten wollte. Sir Henry hatte viele Schulden und durch Sophias Heirat mit dem reichen Mann wollte er das Familienvermögen retten. Doch Sophia war in einen der Gärtner verliebt und weigerte sich, den Mann zu heiraten, den ihr Vater für sie ausgesucht hatte. Deshalb sperrte er sie in ihrem Zimmer ein, solange sie nicht nachgab.«

Ich schluckte. »Hier in diesem Zimmer?«

»Ja, das ist wohl Sophias Zimmer gewesen. Oder ein Teil ihres Zimmers. Früher, bevor man das Herrenhaus in eine Wohnanlage verwandelt hat, waren die Zimmer viel größer. Es heißt, sie hätte diese Buchstaben und Zahlen mit dem Diamant ihres Rings in das Glas geritzt.«

»Hat sie denn nachgegeben?«

»Soweit bekannt, nicht. Sie war ja bereits mit dem Gärtner verlobt. Natürlich wusste ihr Vater das nicht, er erfuhr es erst später.«

»Wie denn?«

»Na ja, es stellte sich heraus, dass sie, als man sie hier einsperzte, bereits schwanger war.«

»Schwanger? Und was passierte mit dem Baby?«

»Offenbar wurde es ihr weggenommen, als sie schlief. Es soll ein kleiner Junge gewesen sein. Ich kann mir vorstellen, dass sie ihren Vater angefleht hat, ihr zu verraten, wo ihr Kind hingekommen ist, und dass er es ihr nicht gesagt hat. Es muss für sie ganz furchtbar gewesen sein.«

»Was ist denn danach aus Sophia geworden?«

»Das ist das Seltsamste an der Sache«, antwortete Anna.

»Das weiß niemand.«

»Wie meinst du das? Ihr Vater muss doch gewusst haben, was mit ihr passiert ist. Und auch die anderen Leute im Haus.«

»Es gibt die unterschiedlichsten Gerüchte. Manche Leute sagen, dass sie weggelaufen ist und einen anderen Namen angenommen hat. Damals gab es noch keine Fotografien, deshalb war es relativ leicht, eine neue Identität anzunehmen. Andere glauben, dass Sophia dieses Zimmer nicht mehr lebend verlassen hat und an gebrochenem Herzen gestorben ist. Einem Gerücht zufolge wurde sie sogar von ihrem eigenen Vater ermordet.«

»Ermordet? In diesem Raum?«

»Das sind nur Vermutungen, weil niemand die Wahrheit kennt«, sagte Anna. »Aber was auch immer mit ihr geschehen ist, sie wurde nie wieder gesehen. Und sie war die Letzte der Familie Fane. Nach dem Tod ihres Vaters

erbte ein ferner Verwandter das Haus, der es nur selten nutzte. Erst nach der Umwandlung in eine Wohnanlage wurde es wieder regelmäßig bewohnt. Ach, jetzt fehlt noch ein Handtuch. Brauchst du sonst noch etwas?«

Ja, dachte ich. Mir fehlt noch einiges: ein anständiges Zimmer, mein Smartphone, mein Zuhause.

»Nein, danke«, erwiderte ich. »Ich habe alles, was ich brauche.«



Das Mädchen im weißen Nachthemd

Ich wälzte mich im Bett herum. Dann setzte ich mich auf und schüttelte das Kissen. Es war hart und klumpig und die Bettdecke war dünn und klumpig. Die Matratze fühlte sich kühl an, weil sie so feucht war. Mir war furchtbar kalt.

Die Uhr auf dem Kaminsims hatte schon vor einer Weile elf geschlagen, doch ich konnte immer noch nicht schlafen. Seit Anna mir die Geschichte von Sophia Fane erzählt hatte, musste ich die ganze Zeit an sie denken und stellte mir vor, wie sie hier eingesperrt gewesen war und um das Baby getrauert hatte, das man ihr weggenommen hatte.

Auf der anderen Seite vom Bett erklang wieder und wieder ein unheimliches Seufzen. Als ich es das erste Mal gehört hatte, hatte ich mich so erschreckt, dass ich zu Anna gelaufen war.

»Das ist nur das Heulen des Windes im Kamin«, erklär-

te sie. »Früher war an dieser Stelle der Wand ein offener Kamin. Als man die Räume in Wohnungen umgewandelt hat, wurden die offenen Kamine zugebaut, aber hinter der Gipsplatte befindet sich immer noch der offene Rauchabzug.«

Für mich hörte sich das nicht wie Wind im Kamin an, sondern wie ein heulendes Rudel Gespenster. Es war das schrecklichste Geräusch, das ich jemals gehört hatte.

Ich drehte mich wieder auf die andere Seite und klopfte das Kissen zurecht. Die Gespenster im Kaminschacht heulten lauter und lauter.

Beim Auspacken hatte ich gemerkt, dass ich meinen Pyjama vergessen hatte. Anna hatte darauf bestanden, mir ein Nachthemd zu borgen. Ich war ganz erstaunt, dass es heutzutage noch Nachthemden gab, ich hatte gedacht, die wären zusammen mit Gaslaternen und Nachttöpfen ausgestorben. Das Nachthemd war aus weißem Baumwollstoff und reichte mir bis zu den Knöcheln. Es war vor der Brust geknöpft und hatte einen Rüschenkragen. Das Nachthemd zu tragen fühlte sich eigenartig an, außerdem roch es auch noch komisch: Es hatte einen ganz eigenen, altmodisch wirkenden Geruch.

Ein metallischer Laut ließ mich zusammenzucken. Doch es war nur die Uhr im Wohnzimmer, die Mitternacht schlug.

Als der zwölfe und letzte Schlag verklungen war, legte sich der Wind, und das Heulen im Kaminschacht verstummte. Auch das Gurgeln des Wassers in den Heizungsrohren hörte auf und die Zweige des Baumes vor dem Fenster rieben sich nicht mehr am Fensterglas.

Noch nie hatte ich eine derartige Stille erlebt. Es war, als würde die Welt die Luft anhalten.

Ich merkte, dass ich ebenfalls die Luft anhielt. Ich zwang mich, regelmäßig ein- und auszuatmen.

Plötzlich setzte das Heulen im Kamin wieder ein. Es war ein schreckliches, klagendes Geräusch. Ich hielt mir die Ohren zu.

Tap, tap, tap.

Ich schrie auf. Etwas klopfte von außen an das Fenster.

Vor Angst wimmernd verkroch ich mich unter der Bettdecke.

Das klagende Heulen wurde lauter. Knochenfinger klopften an das Glas. Tap, tap, tap.

Mir klapperten die Zähne und ich zitterte am ganzen Körper. Konnte man vor Angst sterben? Ich wollte weglaufen, war aber wie gelähmt.

Tap, tap, tap.

Ich zwang mich zu atmen. Das sind doch nur Zweige, die ans Fenster stoßen, sagte ich mir. Offenbar stand ein Baum vor dem Fenster.

Ich konnte nicht die ganze Nacht im Bett vor mich hinwimmern. Ich musste tapfer sein und nachschauen.

Irgendwie schaffte ich es, aufzustehen und quer durch das stockfinstere Zimmer zum Fenster zu gehen. Mit einem Ruck riss ich den Vorhang auf.

Ein Mädchen in einem weißen Nachthemd starre mich an. Ein Mädchen mit langem schwarzen Haar und verzweifelter Miene.

Ich schrie auf und sprang zurück. Mein Herz klopfte wie wild. Dann erst wurde mir bewusst, dass ich mein Spiegelbild sah. Das Nachthemd war schuld daran, dass ich mich nicht wiedererkannt hatte.

Ich zwang mich, nochmals hinzuschauen. Mein Spiegelbild schaute zurück.

Aber ... nein, es sah nicht *genauso* aus wie ich. Und es sah auch nicht wirklich wie ein Spiegelbild aus.

Sei nicht albern, sagte ich mir. Natürlich ist das dein Spiegelbild.

Von irgendwo im Haus kam ein sirrendes Geräusch. Und eine andere Uhr schlug, die ich bisher noch nicht gehört hatte. Es waren tiefe, lang nachhallende Töne.

Seltsam. Ich hatte an diesem Abend zu jeder vollen Stunde die Uhr in Annas Wohnzimmer schlagen hören, diese Uhr aber hatte ich bisher noch nie gehört, da war ich mir ganz sicher.

Die Uhr schlug immer weiter. Und mein Spiegelbild hob eine Hand.

Was?

Ich hatte meine Hand doch nicht gehoben, oder?

Die Hand bewegte sich ...

Nein! Ich hatte meine Hand überhaupt nicht bewegt.

Mir brach kalter Schweiß aus.

Ich werde wahnsinnig, dachte ich. Das müssen Halluzinationen sein. Denn ich war mir sicher, dass mir das Spiegelbild im Fenster bedeutet hatte, näher zu kommen.

Hatte ich Hand und Finger bewegt, ohne es selbst zu merken? War so etwas möglich?

Angstvoll hob ich meinen Arm.

Das Mädchen im Fenster ließ ihren Arm herabhängen. Sie starre mich flehend an. Als ich von Entsetzen erfüllt meinen Arm wieder senkte, streckte sie ihre Hand nach mir aus und winkte mich abermals näher zu sich heran.

»Hilf mir«, las ich von ihren Mundbewegungen ab.

Schreiend zog ich den Vorhang wieder vor das Fenster und rannte aus dem Zimmer. Auf gar keinen Fall würde ich dorthin zurückkehren. Auf gar keinen Fall würde ich in dieser Wohnung bleiben. Ich würde Anna wecken und sie zwingen, mich nach London zurückzubringen, in unsere Wohnung, und zwar sofort.

Als ich über die Schwelle lief, fühlte sich plötzlich alles

seltsam an. Den Bruchteil einer Sekunde lang war mir, als hätte ich aufgehört zu existieren, als hätte sich mein Körper in Luft aufgelöst.

Doch sobald die Tür hinter mir zuschlug, verschwand das eigenartige Gefühl und ich fühlte mich wieder ganz normal. Vielleicht war ich kurz davor gewesen, in Ohnmacht zu fallen.

Und doch war irgendetwas anders. Das Nachthemd fühlte sich anders an. Ich schaute an mir hinunter.

Was zum ...?

Anstelle von Annas Nachthemd trug ich eine lange Schürze über einem knöchellangen grauen Kleid und schwarzen Schnürstiefeln. Beim Atmen fühlte ich mich eingeengt, als hätte ich unter dem Kleid ein Korsett an.

Was in aller Welt war geschehen? Träumte ich? Aber ich war doch gar nicht eingeschlafen – oder doch?

Ich musste Anna wecken! Ich hatte schon meine Hand auf die Klinke ihrer Zimmertür gelegt, als ich etwas bemerkte, das mich erstarren ließ.

Alle Türen in Annas Wohnung waren weiß lackiert und hatten einfache graue Türklinken aus Metall.

Doch die Tür, vor der ich jetzt stand, war aus glänzend poliertem, mit Schnitzereien verziertem Holz und meine Hand lag nicht auf einer modernen Türklinke, sondern auf einem glänzenden runden Messingknauf.

Ohne den Türknauf loszulassen, schaute ich mich im Flur um.

Alles sah anders aus.

Alle Türen waren aus poliertem Holz mit geschnitzten Verzierungen und glänzenden Messingknäufen. Die Wände waren nicht mehr braun, sondern von einem schönen satten Blau. Anstatt auf dem abgetretenen braunen Teppichboden stand ich auf einem orientalisch gemusterten Läufer. Zwischen Läufer und Wänden glänzte ein gewachster Parkettboden im Licht der flackernden, in Wandleuchtern steckenden Kerzen.

Ich versuchte immer noch, eine Erklärung für das, was ich sah, zu finden, als Annas Schlafzimmertür so heftig aufsprang, dass ich gegen die gegenüberliegende Wand geschleudert wurde.

Eine dünne Frau mittleren Alters in einem langen grauen Kleid kam aus dem Zimmer. Als sie mich erblickte, sah sie mich streng an und fragte: »Was hast du hier oben zu suchen? Hat Mrs Hardwick dich geschickt?«

Sprachlos starrte ich sie an.

Sie schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Schon wieder so eine hirnlose Idiotin«, sagte sie kopfschüttelnd. »Wo findet sie nur immer diese vollkommen nutzlosen Mädchen? Los, scher dich zurück in die Küche. Polly weiß heute nicht mehr, wo ihr der Kopf steht.«

Ich konnte mich nicht bewegen. *Ich konnte mich wirklich nicht bewegen.*

Die Frau schubste mich unsanft in Richtung Treppenhaus. »Schwing die Hufe, Mädchen. Steh hier nicht herum und guck Löcher in die Luft!«

Wie im Traum lief ich weiter. Mir war schwindelig.

Ich kniff mich so fest in den Arm, wie ich konnte.

Es tat weh.

Ich hatte schon vorher gewusst, dass ich es spüren würde. Denn das hier fühlte sich ganz anders an als alle Träume, die ich bisher geträumt hatte. Litt ich unter Wahnvorstellungen? Oder war ich einfach nur verrückt geworden?



Polly

Ich öffnete die Tür, die eigentlich Annas Wohnungstür war und auf das Treppenhaus hinausging. Sie ging tatsächlich auf das Treppenhaus hinaus, doch auch das sah jetzt ganz anders aus. Die Wände waren weiß gestrichen und der braune Treppenläufer war verschwunden.

Verwirrt lief ich, mich mit einer Hand am Geländer haltend, die Treppe hinunter. Die Schnürstiefel rieben unangenehm an den Füßen, und was auch immer ich an den Beinen trug, juckte wie wahnsinnig. Ich hob den Rock an und sah, dass lange dicke Wollstrümpfe meine Beine umhüllten. Auch mein Haar war anders: nicht mehr offen, sondern im Nacken zu einem festen Knoten gesteckt.

Es machte alles keinen Sinn, aber mein Gehirn war im Moment ohnehin nicht in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen.

Von unten stiegen köstliche Essensdüfte herauf und ich

hörte ein fernes Töpfeklappern. Als ich weiter hinunterging, drangen auch gedämpfte Stimmen zu mir herauf.

Am Fuß der Treppe angekommen, stand ich in einem Gang, in dem sich drei verschlossene Türen befanden. Als ich noch überlegte, welche ich öffnen sollte, wurde die Tür hinter mir aufgerissen und eine grobe Hand packte mich am Arm.

Ich schrie erschrocken auf, wirbelte herum und sah mich einem Mann gegenüber. Er war so angezogen wie die Diener, die außen an Cinderellas Kutsche mitfuhren, und hatte einen strengen Körpergeruch.

»Lassen Sie mich los!«, sagte ich und versuchte mich aus seinem Griff zu winden, doch er packte noch fester zu.

»Wo hast du dich herumgetrieben?«, herrschte er mich an. Zu allem Überfluss hatte er auch noch üblichen Mundgeruch. »Du wirst dringend in der Spülküche gebraucht, sie suchen schon seit Stunden nach dir.«

Zumindest glaube ich, dass er das sagte. Er sprach einen derart starken Dialekt, dass ich ihn kaum verstand. Außerdem war ich durch den Anblick seiner Haare abgelenkt, die grau und wie bei einer Richterperücke in kunstvolle Wellen und Rollen gelegt waren. Zu meiner großen Überraschung hatte er trotz der grauen Haare ein ganz junges Gesicht.

»Nell ist krank geworden«, fuhr er fort. »Die Köchin

wartet, dass du ihr die Töpfe und Pfannen spülst. Bist du mit den Schlafzimmern fertig?«

Ich starrte ihn verständnislos an. »Äh ...«

»Bist du nicht ganz bei Verstand?«, blaffte er mich an. »Hör auf, mich anzustarren, und mach, dass du in die Spülküche kommst, wenn du morgen früh noch in Brot und Arbeit sein willst.«

»Äh ... wo ist die Spülküche?«

Er schüttelte den Kopf, so als traute er seinen Ohren nicht. »Folge mir.«

Er ging mir voraus den Gang entlang, sodass ich mir seine ungewöhnliche Kleidung in Ruhe anschauen konnte. Er trug einen dunkelblauen Frack, der mit geflochtenen Goldbändern verziert war, eine Kniehose aus Samt, weiße Strümpfe und Schuhe mit vergoldeten Schnallen. Er sah wie eine Figur aus einem Märchenfilm aus.

Er führte mich in eine riesige almodische Küche. Hier war es unglaublich heiß. In einem großen Herd aus Guss-eisen brannte ein offenes Feuer. In der Mitte der Küche stand ein langer Holztisch, an dessen Ende eine dicke Frau in einem Sessel mit hoher Lehne thronte.

»Bring diese Messer in die Anrichtekammer, Alice«, schnauzte sie ein mageres, erschöpft aussehendes Mädchen mit einer dreckverschmierten Schürze an. »Und die schmutzigen Töpfe in die Spülküche.«

»Ja, Miss«, murmelte das Mädchen und sammelte eine Anzahl auf dem Tisch liegender Messer ein.

Stöhnend wuchtete sich die dicke Frau aus ihrem Sessel. Als das Mädchen an ihr vorbeikam, verpasste ihm die Frau aus keinem für mich ersichtlichen Grund eine Ohrfeige. Wimmernd verschwand das Mädchen durch eine Tür. Dabei kam sie an einem anderen Mädchen vorbei, das Essensreste von den Tellern in einen Blecheimer warf.

»Und denke nicht mal im Traum daran, ins Bett zu gehen, bevor hier wieder alles glänzt«, rief die dicke Frau dem mageren Mädchen nach, während sie zur Tür humpelte. »Ich gehe auf mein Zimmer. Meine Beine bringen mich noch um!«

»Kein Wunder bei dem Gewicht, das die armen Beine tragen müssen«, murmelte das Mädchen am Blecheimer, sobald die Dicke außer Hörweite war.

Ich musste lachen und das Mädchen schaute auf. Es hatte ein lebhaftes, ausdrucksvolles Gesicht und ich mochte es auf Anhieb. Es sah aus, als sei es in etwa gleichaltrig mit mir, und war genauso angezogen wie ich.

Als das Mädchen mich erblickte, riss es die Augen weit auf. Dann sah es den Mann mit der grauen Perücke an, zog die Augenbrauen in die Höhe und grinste ihn an.

»He, George, ist das dein neues Liebchen?« Das Mädchen sprach denselben Dialekt wie er.

»Das geht dich nichts an, Polly Harper«, erwiderte er.
»Hüte lieber deine Zunge.«

Polly zwinkerte mir zu. »Dann bist du das neue Mädchen«, meinte sie. »Du hast dir ja wirklich Zeit gelassen.«

Das Mädchen mit der verschmutzten Schürze kam zurück. »Das hier ist Alice«, stellte Polly es vor. »Sie ist die Küchenmagd.«

Alice warf mir einen derart hasserfüllten Blick zu, dass ich mich umdrehte, um nachzusehen, wer hinter mir stand. Doch da war niemand. Der Blick hatte mir gegolten. Was konnte ich ihr nur getan haben?

Polly schien nichts bemerkt zu haben. »Und das hier ist das neue Zimmermädchen«, sagte sie zu Alice. »Wie heißt du denn?«, fragte sie mich.

»Evi.«

»Das ist ein schöner Name.«

Alice verzog angewidert das Gesicht.

»Sie ist wohl nicht von hier«, vermutete George. »Und hat nicht alle Sinne beisammen. Vermutlich ist sie als Säugling auf den Kopf gefallen. Ich überlasse sie dir, Polly. Ich habe was Besseres zu tun, als hier rumzustehen.«

Er verließ den Raum und Polly wandte den Kopf zu der Tür hinten in der Ecke. »Zur Spülküche geht es durch die erste Tür zu deiner Linken«, erklärte sie. »Fang am besten sofort mit den Töpfen und Pfannen an, wenn du noch

vor Mitternacht ins Bett kommen willst. Ich muss jetzt los und mich um die Feuer in den Schlafzimmern kümmern. Ich schaue später noch mal nach dir.«

Wenn die große Wanduhr richtig ging, war es kurz vor elf Uhr abends. Für mich aber war Mitternacht längst vorbei und ich war todmüde. Ich hatte keine Ahnung, was hier lief, aber ich wünschte mir inständig, dass es endlich aufhörte. Ich zwickte mich nochmals, so fest wie ich es gerade eben noch ertrug. Es tat weh, doch nichts geschah.

Die Spülküche war ein kleiner, von einer schwachen Lampe erhellter Raum. Die Arbeitsfläche aus Holz, die die gesamte Länge der Wand einnahm, war mit hohen Stapeln schmutziger Töpfe und Küchengeräte vollgestellt. Wenn irgendjemand glaubte, ich würde mich um elf Uhr abends hinstellen und das alles spülen, dann hatte er sich geschnitten, dachte ich.

»Da bist du ja endlich«, sagte eine unfreundliche Stimme hinter mir.

Ich wirbelte herum und sah eine breitschultrige, sich sehr aufrecht haltende Frau in der Tür stehen. Sie hatte ihr graues Haar zu einem festen Knoten aufgesteckt und trug ein langes schwarzes Kleid. An einer vorne an der Taille befestigten Kette hing ein dicker Schlüsselbund.

»Was hast du zu deiner Verteidigung zu sagen?«

Ich starrte sie fassungslos an. Was erwartete sie von mir?